

Michael Theobald, *Dienen statt Herrschen. Neutestamentliche Grundlegung der Ämter in der Kirche*, Regensburg: Pustet 2023, 335 S., 29,95 €, ISBN: 978-3-7917-3450-7

Michael Theobald, emeritierter Professor für Neues Testament, Universität Tübingen, publiziert in diesem Band zehn eigene Beiträge zu biblischen Perspektiven auf kirchliche Ämter, die zuvor in Sammelbänden und Zeitschriften veröffentlicht worden waren und teils auf Fachvorträgen beruhen. Ihnen voran stellt er eine umfangreiche Begründung für die Publikation (S. 13-45) und schließt mit einem Résumé zum Lerngewinn aus der Schrift (S. 267-300).

Die Beiträge lassen auf ein durchgehend positives Interesse des Autors am ekklesiologischen Diskurs der katholischen Kirche schließen, den er biblisch fundieren und inspirieren möchte – in Richtung einer Reform. Ihm geht es darum, „mit Hilfe der Bibel Aufbrüche und Neuanfänge im Denken und Handeln zu begründen und voranzutreiben“; dies ist dem Autor, der sich selbst als engagierter Teil dieser Kirche verstanden wissen will („unseren Gemeinden“, siehe z. B. auch S. 142; S. 299), ein Anliegen, zumal „die Kirche als Institution in einer tiefen Krise steckt“ (S. 14), befeuert durch den Missbrauchsskandal.

Die Einleitung (S. 13-45) klärt pointiert den Standpunkt des Autors. In seiner Zeitdiagnose positioniert er sich gegen eine Sakralisierung (nach Franz-Xaver Kaufmann) kirchlicher Strukturen für eine „Inkarnatorische Ekklesiologie“, die Prozesse und Scheitern integriert. Als in der Jesustradition verwurzeltes „Manifest“ am Grund aller Struktur greift er den Aufruf zum „Dienen statt Herrschen“ (Mk 10,42-45 par. S. 34-43) auf, mit dem er seinen Band programmatisch betitelt.

Zur Rezensentin:

Hildegard Scherer, Dr. theol., Professorin für Biblische Theologie und ihre Didaktik (Schwerpunkt NT) an der Universität Duisburg-Essen

Die Grundlegung (Kap. 1-3) setzt biblisch gereifte Thesen zur Ekklesiologie. Ausgehend davon,

„wozu Kirche überhaupt da ist, nämlich im Namen Jesu Christi in Wort und Tat von Gott glaubwürdig Zeugnis abzulegen“ (S. 49, siehe auch S. 86),

zeichnet Theobald in Kap. 1 die historischen Prozesse der christlichen Gemeinschaften und ihre Reflexe in den neutestamentlichen Zeugnissen in ihrer Dynamik und Pluralität nach. Theologisch seien diese nicht als allmähliche Findungsphase hin zu einer endgültigen Ämterstruktur zu verstehen, vielmehr habe die Beobachtung der biblisch dokumentierten Prozesse und Bedingtheiten ihren eigenen Wert (S. 87-91, dazu Kap. 2 und 3 zu Faktoren der Ausbildung von Ämtern; Kap. 10 mit kritischem Blick auf die Darstellung in *Lumen gentium*).

„Kirchliche Strukturen sind kein Selbstzweck, sondern haben Dienstfunktion. Ändern sich die Zeiten, wandeln sich auch die Strukturen.“ (S. 105)

Auf einige Thesen wird der Autor im Lauf des Bandes fast leitmotivisch zurückkommen. Die kirchlichen Ämter gründeten nach Ostern beim auferstandenen Christus und blieben flexibel entsprechend den Zeichen der Zeit (S. 84, S. 103f.; S. 184-186; S. 264, mit Verweisen auf Eph 4,10-13 und Apg 20,28).

„Das Amt in der Kirche garantiert nicht deren Einheit oder stellt sie sicher, sondern dient ihr und *bezeugt sie* [kursiv i. O., HS]“ (S. 77; siehe auch S. 218; S. 231; S. 264).

Damit denkt Theobald vor allem die (westlich-)ökumenische Frage weiter, bei der er auf Schriftbezug, Weite und Heterogenität setzt (S. 32; S. 50; S. 77-83; S. 146). Der Beitrag zum „Petrusamt“ oder vielmehr „-dienst“ (Kap. 7) bietet dazu Perspektiven: Das „Felsenwort“ aus Mt 16 findet in Mt 18 eine Entsprechung, die das Binden und Lösen der gesamten Gemeinde zuordnet; Joh 21 stellt die Führungsfigur Petrus neben die anders strukturierte Gruppe hinter dem Johannes-evangelium und ihrem „Geliebten Jünger“, die bis zum Ende

„bleiben“ sollen. Der Petrusdienst sei auf die ganze Kirche ausgerichtet und nicht mit Sukzession verbunden, er könne in einer *communio ecclesiarum* Wirkung entfalten.

Charisma und Amt schlossen sich nicht aus, sondern interagierten miteinander (S. 99f.; S. 229f.). Mit Blick auf 1 Kor 14,33:

„Alle Ordnung, alles Kirchenrecht hat seinen Sinn darin, den ‚Aufbau‘ der Orts-Ekklesia dadurch zu ermöglichen, dass keine Geistesäußerung erstickt wird, das Zusammenspiel der Charismen gelingt.“ (S. 145)

Kap. 5 zeichnet die Rede von Charismen bzw. Charisma in den paulinischen Briefen sowie deren erneute Wertschätzung im 2. Vatikanischen Konzil nach, wo jedoch Verschiebungen auftraten: Leitung sei dort nicht mehr eine der Gaben, sondern ihr regulierendes Gegenüber (S. 157). Optimistisch hält Theobald die Zulassung von Charismen für die Wende der heutigen „pastorale[n] Not“ (S. 159).

Ein Ausschluss der Frauen von Ämtern ließe sich erst in den Pastoralbriefen festmachen, und dort sei er gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geschuldet (S. 100f.): Kap. 4 widmet der Autor der Rolle von Frauen im NT. Diese seien durch die Figur der (männlichen) „Apostel“ (1 Kor 15,5) im Zuge des männerzentrierten Botenrechts in den Hintergrund geraten – doch seien Frauen nach Mt und Joh erste Auferstehungszeuginnen, der Apostelkreis nach 1 Kor 5,7 sei inklusiv und Junia (Röm 16,7) gehöre dazu. Die Apostelgeschichte nenne zwar Frauen, doch dominierten Männer aufgrund von „kulturellen Erwartungsmustern“ (S. 136). Diese schlugen in den Pastoralbriefen im Sinne der „Inkulturation“ (S. 139, vgl. S. 189f. auch für Eph) durch und schränkten Frauen drastisch ein, doch sei dies zeitgebunden. Die Charismen dagegen inkludierten Frauen (S. 148), ein heutiger Ausschluss lasse sich nicht rechtfertigen (S. 230). Aufgrund veränderter sozialer Bedingungen hebt Theobald das positive Zeugnis der Schrift für eine Öffnung des sakramentalen Amtes für Frauen hervor,

in neutestamentlichen Texten wie auch in der Schöpfungsanthropologie der Genesis (S. 290-292).

Historische Prozesse greift Theobald auch in seiner abschließenden Reflexion (S. 267-300) auf, wenn er die Erkenntnisse von Georg Schöllgen zur „Sacerdotalisierung“ des Klerus rezipiert: Ab dem 3. Jh. habe ein nun in Vollzeit tätiger Klerus sich als eigene Gruppe konstruiert. Die Notwendigkeit, diesen Klerus zu versorgen, habe Begründungsstrukturen aus dem AT auf den Plan gerufen, nämlich die Analogien zur Versorgung der Priester am Jerusalemer Tempel. Damit kamen auch kultische Konzepte rund um Opfer und Status zum Tragen, die die Gemeinden des NT nicht mit ihren Ämtern verbunden hatten. Der Autor schaltet sich in die aktuelle Debatte um den Einwand ein, das NT ließe sich im Sinne der Einheit der Schrift nicht vom AT separieren. Sein klares Bekenntnis zur Einheit der Schrift zeigt sich, wenn Theobald unmittelbare Diskursbeiträge aus dem AT aufzeigt: u. a. das deuteronomische Plädoyer für eine Teilung der Gewalten, die heutige Amtstheologie auf Christus konzentriert – von dort aber ungeteilt auf einzelne Amtsträger überträgt. Das Diktum vom priesterlichen „Handeln *in persona Christi*“, liturgiegeschichtlich verbunden mit den Einsetzungsworten, stellt er in den Kontext der Sacerdotalisierung und setzt es vom biblischen Modell des (jüdischen) Boten als Repräsentationsfigur ab (Kap. 9): Osterzeug:innen und Apostel:innen, auch die Nachfolgenden repräsentierten den Auferstandenen, wie auch „Hirten“, Kinder und Notleidende (Mk 9,37 par; Mt 25,31-46). Anstelle „unsachgemäßer Sakralisierung“ hebt Theobald den „sakramentalen Kern des Amtes“ (S. 295) hervor, der das repräsentierende Gebet der Ordinierten in den Vordergrund stellt (S. 296f.). Dass Sündenvergebung, Taufe oder Homilie auf das ordinierte Amt beschränkt sein sollten, hält er für nicht biblisch begründbar (S. 298f.).

Hermeneutisch ist der Autor einem historisch-kritischen Zugang zur Schrift verpflichtet, der Aussagen jeweils in ihre literarischen und historischen Kontexte einordnet, bevor sie auch in ihrer Pluralität zusammengesehen werden. Dabei

kann der Autor souverän kontextualisieren, insofern er aus der Fülle seines Oeuvres schöpft. Umfangreich publiziert hat er u. a. zu den einschlägigen Pastoralbriefen, zum Epheserbrief und zum Johannesevangelium (worin auch seine teils vorausgesetzten exegetischen Entscheidungen z. B. zur johanneischen Gruppe oder der Datierung der Pastoralbriefe gründen). Daraus kann Theobald nun im Überblick die Linien biblischer Amtstheologien ziehen. Er befindet sich dabei im ständigen kritisch-konstruktiven Dialog mit kirchlichen Positionen, dem *Instrumentum laboris* der Römischen Synode, den Dokumenten des Synodalen Weges, vor allem aber den Texten des Zweiten Vatikanums. All dies formuliert der Autor in ausgewogener Diktion, die zwar klare Schlüsse zieht, jedoch stets sachlich argumentiert und vor allem einer nicht zu verkennenden leidenschaftlichen Beteiligung an dieser Kirche entspringt.

Konzeptionelle Überraschungen bietet der Band nicht – nicht selten beruft er sich zu Recht auf weitgehenden Forschungskonsens. Doch zeichnet er sich durch überblickende Linienführung, kanonische Umsichtigkeit, fundierte Argumentationen und präzise Textbeobachtungen aus. Mit seiner Sicht steht der Autor nicht allein. Häufig zitiert er ähnliche Ergebnisse Anderer, die teils schon lange vorliegen. Denn von bibeltheologischer Seite ist zu Ämtern und Ekklesiologie vieles längst gesagt und doch in den Hintergrund getreten. Die heutige Lektüre wird dadurch interessant, dass Theobald seinen kirchlichen Kontext immer engagiert im Blick hat. Hermeneutisch reflektiert überträgt er biblische Einsichten in aktuelle Diskursbeiträge und kommt dabei zu klaren und gut begründeten Urteilen.

Einige Zeit ist ins Land gegangen seit der Erstpublikation der Beiträge, inzwischen auch seit Erscheinen des Bandes in der Endphase des Synodalen Weges und noch während der Römischen Synode. Unter diesen Vorzeichen erwartet der Autor optimistisch geistliche wie strukturelle Veränderung: „Eine Reform sowohl des Römischen Katechismus als auch des *Codex Iuris Canonici* wird unausweichlich werden“, es

werde „zur Vorbereitung gesamtkirchlicher Entscheidungsprozesse des Dienstes der Theologie in ihrer ganzen Breite bedürfen“ (S. 31), und diesen möchte Theobald leisten. Er verortet sich in einer „Übergangsphase“ nach dem Zweiten Vatikanum, „die zu einer grundlegenden Reform der Kirche führen muss, will sie überleben“ (S. 106). Aus seinen Erfahrungen forciert er eine Ausweitung der Ordination auf Frauen und Verheiratete (S. 107), die Feier des Apostelfests der Maria Magdalena am 22. Juli als „Tag der apostolischen Sendung der Frauen in unserer Kirche“ (S. 141) und hofft auf ein „neues ‚Pfingsten‘“ (S. 299).

Ein Rückblick nur wenige Jahre später stimmt nachdenklich: Der Synodale Weg ringt um Ergebnisse. Ein neuer Papst ist nach dem Tod von Franziskus gewählt, dessen Kurs noch abzuwarten bleibt, in jedem Fall aber keine raschen Reformen in Aussicht stellt. Was wird aus dem erhofften „neuen ‚Pfingsten‘“, den biblischen Möglichkeitsräumen, Inspirationen, Appellen und Anschüben? Kirchlich betrachtet scheint es mir bemerkenswert, mit welcher Offenheit solche biblischen Impulse zu theologisch neuralgischen Themen artikuliert werden (können). Der offene Diskurs ist ein unschätzbarer Gewinn. Doch mit Blick auf die deutschsprachige Kirche: Wer wird sich zukünftig an ihm noch beteiligen wollen? Wer wird müde und resigniert, wer pensioniert? Wer in der heranwachsenden Generation tritt das Erbe an, arbeitet sich in die Diskurse ein, führt sie unter neuen medialen Bedingungen? Bleiben die soziologisch-politischen Rahmenbedingungen überhaupt erhalten, in denen sich Kirche derzeit artikulieren kann?

Wir wissen es nicht. Theologisch gesprochen bleibt das Vertrauen auf den Geist Gottes, das sich in Michael Theobalds Band immer wieder Bahn bricht. Der biblische Kohelet in seiner unwägbaren Welt hält als Ratschlag der Weisheit fest: „Alles, was deine Hand, solange du Kraft hast, zu tun vorfindet, das tu!“ (Koh 9,10). Der Autor hat dies beherzigt und seine Arbeiten der Öffentlichkeit übergeben. Wie und wo sie Resonanz finden, steht nun auch in der Verantwortung der Lesenden. Sie wird sich in unwägbaren Wegen zeigen, von

denen die Glaubenden hoffen, dass Gott sie fügt, „der alles in allen bewirkt“ (1 Kor 12,6).